

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Heil Dir, o Oldenburg!

Pleitner, Emil Pleitner, Emil

Oldenburg, 1901

4. Oldenburgische Sagen.

urn:nbn:de:gbv:45:1-7503

4. Oldenburgische Sagen.

Das oldenburger Land hat keine Burgen und Klöster, keine altersgrauen Städte, um deren Mauern und Zinnen die Sage ihre Netze spinnt. Aber auch hier schweigt die Sage nicht. Sie bevölkert Wald und Flur, Marsch und Heide mit ihren Gestalten, deutet die Schöpfungen der Vergangenheit und verherrlicht die Männer, die sich durch ihre Thaten ein bleibendes Gedächtnis erworben haben. Und gerne lauschen wir, was sie uns sinnig erzählt.

Freilich, von den Sagen aus altfriesischer Zeit weiß unser Volk nichts mehr. Die Geschichte von der schönen Gudrun, die von Hartmut, dem Sohne des Normannenkönigs, geraubt wurde, von der grimmigen Schlacht auf dem Wülpenlande (Wülpen bedeutet in der ostfriesischen Sprache Seebögel), wo die grimmen Helden den Räubern des Königskindes vergebens die Jungfrau zu entreißen suchten, von ihrer 13jährigen Gefangenschaft und endlichen Befreiung, jene herrliche Sage, die an den Küsten unserer Nordsee entstanden, ist uns nur in der Bearbeitung eines süddeutschen Dichters aufbewahrt. Aber anderes weiß die Sage uns zu verkünden. Von untergegangenen Ländern erzählt sie uns in der Marsch. Weite Strecken fruchtbaren Landes sind in das Meer hinabgesunken. Wo einst reiche Dörfer standen, da braust nun das Meer. Wann diese verheerenden Ereignisse eingetreten sind, wissen wir nicht. Aber die Sage erzählt davon. Sie erzählt uns von dem Untergang des Minsers-Oldoog, das von den Fluten verschlungen wurde, weil seine gottlosen Bewohner eine Seejungfrau geraubt hatten. Die Seejungfrau sprengte Wasser auf das Land, und das Schicksal der Bewohner war entschieden. Wo jetzt der Hohe Weg ist, eine hohe Sandbank vor der Weser, da wohnten früher die Herren vom Hohenwege. Aber sie waren gottlos, den Pfarrer schossen sie von der Kanzel, weil er mit dem Beginn der Predigt nicht bis zu ihrer Ankunft gewartet hatte. Als sie aber einmal einen Geistlichen hatten kommen lassen, um einer armen Frau das Abendmahl zu reichen, und als dieser statt der Kranken eine alte Sau im Bette liegend fand, da verfielen die gottlosen Herren der gerechten Strafe des Himmels.



Der Geistliche konnte sich retten. Ein glühender Mal, der aus dem Backofen hervorkroch, war ihm das Zeichen zur schleunigen Flucht. Dann brauste verderbenbringend die Meerflut heran. Auch die Banter sollen gottlose Menschen gewesen sein. Unerhört war ihr frevelhafter Uebermut. Kupfern waren ihre Siele, silbern ihre Pflugscharen, mit Weizenmehl bestreuten sie die Dielen der Stube. Aber auch sie wurden vom Verhängnis ereilt. Nichts mehr erinnert an sie. In der heiligen Christnacht aber läuten tief unten auf dem Meeresgrunde die Glocken der versunkenen Banter Kirche.

Die Erinnerung an die Deichbrüche und an verbrecherische Zerstörung der Deiche tönt in vielen Sagen nach. Da hören wir von Männern, die lebendig im Deiche vergraben sind, weil sie dem andrängenden Wasser einen Zugang verschafft haben gegen einen geringen Verräterlohn. Die Braken aber an der Innenseite der Deiche, jene Erinnerungszeichen an die Schrecken alter Sturmfluten, gelten dem Volke als abgrundtief. Noch niemand hat die Tiefe der Braken ermessen können.

Auf der Geest sind es die Hünengräber und Hünensteine, jene gewaltigen Grabstätten versunkener Geschlechter, die von Sagen umspinnen werden. Das Volk wußte sich das Entstehen und den Zweck derselben nicht zu erklären und deutete sie auf seine Weise. Die Bisbecker Braut und der Bisbecker Bräutigam sind ihm ein versteinerter Hochzeitszug, der auf Bitten der Braut, die dem ungeliebten Manne nicht folgen wollte, in Stein verwandelt wurde. Zahlreich sind die Sagen, die sich an unsere Wälder knüpfen. Da weiß das Volk von Waldjungfrauen zu erzählen, die dem Wanderer, der sie belauscht und seinen Mutwillen mit ihnen treibt, einen Schlag in das Gesicht versetzen, der die Wirkung hat, daß dem Uebermütigen urplötzlich das Gesicht im Nacken sitzt, so daß er gezwungen ist, nunmehr sich noch einen zweiten Schlag zu erbitten. Da hört es in den Wäldern das „schrauende Ding“, den Schrei des grausam Gemordeten. Wo ein Wald schon auf den ersten Blick etwas Ungewöhnliches hat, wie etwa der Wildenloh, der inmitten des schweigenden Hochmoores liegt, da ist der Sagenkranz besonders reich. Da schaut der Wanderer oft eine schwarze Frau, die die Hand vor den Augen haltend, aus dem Busche tritt, oder den Ratsherrn Muhle, der die Heide zählen muß. Da erklingt die Sage von der Magd vom Wildenloh. Sie war allein im Hause, während die Herrschaft auf einer Hochzeit in Jeddeloh war. Räuber untergruben das Fundament des Hauses und wollten eindringen. Aber der Spaten des tapferen Mädchens trennte einem jeden, der den Kopf durch die Oeffnung steckte, das Haupt vom Rumpfe. Nur einer entkam, mußte aber einen Teil der Kopf-

haut lassen. Er ging nach der Hochzeit, und im Uebermut sang er:

„Hoihoh, de Magd van'n Wildenloh,
Harr se dar den Säwenten man to!“

Nach langen Jahren kam ein reicher Mann auf den Bauernhof und verlangte das Mädchen zur Frau. Die Magd folgte ihm. Aber schon unterwegs erkannte sie an der Narbe auf dem Kopfe den Räuber. Ihr Schicksal schien besiegelt. Das Haus des Räubers nahm sie auf. Schon lag das Beil des Henkers bereit. Aber das tapfere Mädchen bat, man möge ihr nur so viel Zeit lassen, daß sie zuvor das neue Seidengewand ablegen könne. Die Bitte ward gewährt, und das entschlossene Mädchen benutzte das Zögern des Räubers, ihm das Beil zu entreißen und ihm den Kopf zu spalten. Dann eilte sie zu dem Hofe des Bauern zurück und begrüßte ihren Dienstherrn mit den Worten:

„Hoihoh, de Magd van'n Wildenloh,
Hett'r den Säwenten nu to.“

Der Wildenloh aber kann nur ein Werk des Teufels sein. Dieser wollte die Stadt Oldenburg, die dem Herrn eine Kirche baute, zur Strafe zerstören, riß einen Wald bei Zwischenahn aus, an dessen Stelle das Zwischenahner Meer liegt, und eilte damit durch die Luft. Als er eine Stunde von Oldenburg entfernt war, krächte der Hahn. Da rief der Teufel:

„Rickerlickick,
Hier liggt 'n Klück!“

und ließ einen Teil seiner Last fallen. Das ist der kleine Wildenloh. Bald darauf krächte ein schwarzer Hahn.

„Swarte Hahn swart,
Du trettst mi all wedder up't Hart!“

schrie der Teufel und warf auch die übrige Last in das braune Moor. So entstand der große Wildenloh.

Wo sich ein seltsam gewachsener Baum findet, gleich ist die Sage mit einer sinnigen Deutung bei der Hand. Auf dem Gertrudenkirchhofe zu Oldenburg steht eine alte Linde, die ein knorriges, seltsam gebildetes Laubdach nach allen Seiten hin streckt, über das hinaus drei schlanke Nester streben. Ein Mädchen, das unschuldig zum Tode verurteilt war, steckte ein Lindenbäumchen, das sie am Wege fand, verkehrt in die Erde, damit dies dereinst von ihrer Unschuld zeuge. „So wahr dieses Bäumchen wachsen wird,“ sagte sie, „so wahr bin ich unschuldig!“

Etwas Ungewöhnliches sind in der norddeutschen Tiefebene die Erhöhungen, und es ist selbstverständlich, daß sie der Einbildungskraft des Volkes besonders reiche Nahrung boten. In den Dsenbergen ist der Ottosberg, aus dessen Wand die Jungfrau

hervortrat, die dem Grafen Otto von Oldenburg, der auf der Jagd verirrt war, das köstliche Trinkgefäß darreichte, das noch jetzt in Kopenhagen aufbewahrt wird. „Trinke,“ sprach sie, „und dein Geschlecht wird blühen und gedeihen!“ Aber der Graf trank nicht. Er goß den Inhalt des Hornes hinter sich aus und bemerkte zu seinem Entsetzen, daß das Haar seines Tieres davon versengt wurde. Er gab seinem Pferde die Sporen und erreichte mit dem goldenen Horne glücklich die Seinen.

Der Mordkühlenberg in den Dammer Bergen erinnert daran, daß hier einst Räuber gehaust haben sollen. Sie hatten ein armes Mädchen gefangen genommen und gaben ihren Bitten, einmal die Kirche zu Damme besuchen zu dürfen, erst dann nach, als das Mädchen ihnen geschworen hatte, keinem Menschen zu sagen, wohin sie zurückkehren müsse. Da stellte sie sich an die Kirchhofsmauer und sagte:

„Kirchenmauer, ich klage Dich,
Ich heiße Anna Wiewerich;

ich will Erbsen streuen auf meinen Weg, und wo man ein Häuflein finden wird, da bin ich hineingegangen.“ Das hörten die Leute. Sie folgten ihr nach, entdeckten die Räuber und töteten sie.

Weiter sind die Sagen, mit denen unser Volk die Namen einzelner Ortschaften deutet. So kommt Ovelgönne von „Newel gunnen“, weil die Bremer dem Grafen von Oldenburg die Festung „äwel gunnten“. Ganderkesee hat seinen Namen, weil ein Ganter, den man mit verbundenen Augen auffliegen ließ, diesen Ort erkiesst oder „gekieset“ hatte, als beste Stelle für den Kirchbau. Wiefelstede aber hieß eigentlich Zweifelstede, weil der Graf Johann I., der die dortige Kirche bauen ließ, anfangs zweifelhaft war, wohin er das neue Gotteshaus bauen sollte. Seltsam ist auch die Entstehung der Ortsnamen Dohlt und Hauwief: Einst kamen viele Fremde in das Ammerland, um sich hier eine neue Heimat zu suchen. Lange schon waren sie auf schlechten Wegen herumgeirrt. Da verloren sie eine Lünse vom Wagenrad, und weil kein Schmied in der Nähe war, so erbot sich einer, den Finger in das Lünsenloch zu stecken. Der Vorschlag wurde angenommen, und der Fuhrmann fuhr weiter. Plötzlich geriet der Wagen ins Wanken, der Finger wurde gequetscht, und der arme Mann rief: „Doh holt! Doh holt!“ Die anderen aber, die sich gerade nach dem Namen der Gegend erkundigt hatten, sagten erfreut: „Doh so, Doholt heet dat hier!“ Nachdem sie eine Strecke weitergefahren waren, fragte einer: „Wo heet dat hier?“ „H'wief, H'wief“ tönte es aus dem Eichenbusche, wo eine Sau mit ihren Ferkeln sich gütlich that.

Die Wanderer aber waren froh über die Antwort und nannten den Ort „Hauwief“.

So sehen wir, daß sich ein reicher Sagenkranz um unser Oldenburger Land schlingt. Er ist ein Beweis für das tiefe Gemüt und den schalkhaften Sinn der Oldenburger, Eigenschaften, die der Fremde bei den wortkargen Söhnen unseres Landes nicht vermutet.

Die Bandter.

„Der Thor sei verschmäht und verachtet in Bandt,
Der sürder zur Arbeit rühret die Hand;
Die Aecker, die deichumpanzerten Wiesen,
Sie lassen uns Reichthum in Fülle genießen,
Und herein von allen vier Winden rollt
In unsere Schreine das rote Gold;
Wir pflastern mit Silber die Säle.“

Und sie dehnten sich breit auf den Sizen der Macht,
Und sie schlemmten bei Tag, und sie prästten bei Nacht,
Und als wollten sie Teufel und Hölle bewirten,
Erklangen die Becher, die Würfel klrzten,
Entfesselt im Reigen wallte das Haar
Der lautaußjauchzenden Mägdeschar;
Schandlieder psallierten die Psaffen.

Da erhob sich der Sturm und der salzige Schaum;
Sie achteten's nimmer in trunkenem Traum;
Da sträubten die Wogen die zornigen Rämme
Und stürzten sich auf die vermorschenden Dämme,
Und das Werk, das im Schweißze des Angesichts
Die Väter gefügt, ihr Enkel, nun bricht's,
Nun trinket den Tod Euch, Ihr Trunknen.

Wer findet die Statt, wo das schwelgende Bandt
Mit Höfen und Burgen und Türmen stand?
Langrollende Wogen die Aecker decken,
Die Wiesen umspielen die Wassernecken,
Die silbergeplasterten Säle durchziehen
Der glitzernde Stör und der schwarze Delphin;
Am Goldschrein starrt es von Muscheln.

Arthur Fitger.

Hoher Weg.

Wo der Nordsee Fluten brausen an der Jade grünem Strande,
Wo sich träge Robben sonnen auf dem grauen Meeresande,
Hat in längst verrauschten Jahren groß und reich ein Dorf gelegen,
Dessen hohe Prachtpaläste stolz dem Wandrer jahn entgegen.

„Hoher Weg“ hat es geheißten, und die Herren dieser Länder
Waren reich an Gold und Silber, trugen köstliche Gewänder;
Ihre Flügel waren golden, Kupfern waren ihre Siele,
Doch sie selber waren gottlos und ergeben sündgem Spiele.

In Jehovahs Tempel ritten sie hinein auf stolzen Rossen,
Trieben mit den frommen Reden ihres Pfarrers rohe Blossen.
Darum hat auch Gott im Zorne über sie verhängt die Strafen,
Die in alten Zeiten Sodoms und Gomorras Kinder trafen.

Einen Boten sandten einstens diese Herrn vom Hohen Wege
Zu dem Pfarrer, ihm zu melden, daß ein Weib im Sterben läge,
Eilends mög' er zu ihr kommen, ihr das Sakrament zu geben,
Daß sie, aller Schuld entladen, eingeh' in das ewge Leben.

Und der Pfarrer eilt zur Kranken; doch was sieht er mit Erschrecken?
Auf dem Lager statt des Weibes liegt ein Eber im Verrecken. —
Und die Junker, ihn umringend, heben an ein wüßtes Lachen:
„Knecht des Höchsten, biete Labung doch dem Sterbenden und Schwachen!“

Heilig zürnend ruft der Pfarrer: „Wehe, weh, ruchlos Verbrechen!
Die Entweihung alles Heiligen wird der Zorn des Himmels rächen!
Weh euch, dreimal weh euch allen! Gottes Arm wird euch zerschmettern!“
Ruft's und flieht und schaut nicht rückwärts; denn schon grollt's von
fernem Wettern.

Raum entriunt er dem Verderben. Meereswogen, wütend wilde,
Brausen schäumend in die Lande, in die blühenden Gefilde,
Mit sich wälzend alles Leben, alles Land zum Meeresgrunde;
Dort ist alles nun begraben, tönt die Sag' aus Volkes Munde.

Wo einst Fluren üppig blühten, schäumen jetzt die salzen Wogen,
Schiffe segeln über Feldern, so die Pflugschar einst durchzogen,
Wo einst glatte Kinder grasen, liegen Robben nun im Sande,
Nichts als dürre Dünen blieben von dem fetten, schönen Lande.

Unten auf dem Meeresboden steht noch schimmernd die Kapelle,
Voll von köstlichen Geräten, die bewacht des Meeres Welle;
Und der Wanderer, der am Strande lauscht in stiller Abendstunde,
Hört oft dumpfes Glockenläuten aus des Meeres tiefem Grunde.

Franz Poppe. (1853.)

Die Braut von Fiekensholt.

(Aus einer größeren Dichtung.)

Was klinget und singet die Straße herauf,
Was giebt es da draußen zu schauen?
Was rennen die Leute so eilig zuhauf,
So Männer, als Kinder und Frauen?
Was ziehet denn dort ein so glänzender Troß
Nach Fiekensholt hin zu des Junkers Schloß?

Und sagt, wer ist jene, so lieblich und hold,
Die Schönste im herrlichen Reigen?
Die Braut ist's vom Junker von Fiekensholt,
Und heute schon wird sie sein eigen.
Ja, heute soll fröhliche Hochzeit dort sein. —
Stolz zieht Margaretha in Fiekensholt ein.

Verschwunden ist nun und vergessen das Leid,
Nicht denkt sie daran mehr zurücke;
Es leuchtet das Antlitz der seligen Maid,
Verklärt von herzinnigem Glücke.
„Mein Gerhard, jetzt komm' ich und bleibe bei dir, —
Hinfort trennt uns nichts mehr im Leben allhier!“ —

Schon schimmert das Schloß aus den Bäumen hervor,
Die Fahnen, sie flattern und wehen,
Mit Kränzen geschmückt ist das offene Thor,
Doch still ist's und niemand zu sehen.
Und still hält der Zug nun, man harret und schaut —
Ist keiner denn da, zu empfangen die Braut?

Doch immer bleibt alles noch stumm rings umher,
Und niemand kommt ihnen entgegen,
Wie ausgestorben ist alles und leer,
Und nirgends ein fröhliches Regen.
„O Vater, Brigitta, wie wird mir so bang!
Mir ist es, als ging ich den Todesgang!“

So ziehen sie schweigend durchs offne Portal
Zu das Schloß mit heimlichem Grauen,
So treten sie ein in den festlichen Saal —
Und müssen Entsetzliches schauen.
Sanft ruht da, gebettet auf Kissen so weich,
Der Junker von Fiefensholt — starr und bleich.

„Sieh hin, Margaretha, so hielt ich mein Wort,
So hab' ich dein Glück dir genommen!
Vergiftet hab' ich deinen Bräutigam dort,
Und du bist zu spät nun gekommen.
Glück auf zu der Hochzeit — ich hab's so gewollt —
Bleibst ewig die Braut nun von Fiefensholt!“

So ruft Katharina. Und wahnsinnig lacht
Schrill auf sie und stürzet von dannen,
Und steht nun, eh' jemand daran noch gedacht,
Am Teiche dort unter den Tannen,
Und vorwärts treibt sie das wildjagende Blut,
Bis Ruhe sie findet in kühlender Flut!

Johanne Brakenhoff.

Die Kirchhofsklinde zu Oldenburg.

Was steht so bleich die hohe Maid	Doch strenge schaut der Richter Schar
Heut' vor dem strengen Rat? —	Geschlossen bleibt ihr Mund.
„Verflucht bist du in Ewigkeit	Da feuchtet sich ihr Auge klar:
Ob deiner Frevelthat.	„Nun wehe dieser Stund!“
Das Urteil wird dir jetzt gesprochen,	Und in der rauhen Wächter Mitte
Der weiße Stab wird dir gebrochen!“	Läßt sie den Saal mit festem Schritte.
Sie lauscht, — dann spricht sie leis	Hörst du der kleinen Vöglein
und bang:	Sang?
„O ewich ys so lanck!“	„O ewich ys so lanck!“

Sie hebt empor den reinen Blick:	Ein Lindenbäumchen schlank und
„Hör' mich, du frommer Gott,	Liegt an der Straße Saum. [fein
O, lenke gnädig mein Geschick,	Sie senkt es mit den Blättern ein
Nimm von mir Schmach und Spott.	Und spricht: „So wachse, Baum!
Erlöse mich von meinen Banden,	Du sollst dereinst in fernen Tagen
Mach' du der Bösen Rat zu schanden,	Von einem armen Mädchen sagen
Laß sie nicht büßen schwer und bang.	Und ihrem letzten, schwersten Gang!“
O ewich ys so lanck!“	O ewich ys so lanck!

Sie gab ihr junges Leben hin.
Sie stieg zu Gott empor.
Was sie gepflanzt mit reinem Sinn,
Die Linde, wuchs am Thor.
O sieh, wie sich die Wurzeln weiten
Und knorrig schau'n nach allen Seiten!
Wie klingt so bang der Vöglein

Sang:

„O ewich is so lanck!“

Da drängt sich rings das Volk zu-
Mit bleichem Angesicht: [hau]
„Die reine Maid, wer weckt sie auf?
Herr Gott, du hältst Gericht.

O, lenke du uns bis an's Ende,
Bewahre Herzen uns und Hände,
Lehr' uns das Wort, so schwer, so

bang:

„O ewich is so lanck!“

Das Wunderhorn.

Müde von der Jagd und Tageschwüle,
Ritt Graf Otto, vom Gefolge fern,
Da verlockte ihn des Haines Kühle,
Und er folgte dieser Lockung gern.

Weithin durchs Gefild
Schreckten noch das Wild

Seine Diener; mißten nicht den Herrn.

Und schon sank die Sonne rötlich nieder
An des Horizontes fernem Saum,
Es verhallten sanft des Haines Lieder,
Und der Graf gewahrt es sinnend kaum.

Daß auf irrem Pfad
Ihm der Abend naht,

Weckt ihn aus der Phantasien Traum.

Und er faßt, bedachter nun, die Zügel
Seines Rosses, sporn't's zum Trabe an,
Bis, gelangt nun an die Ofen-Hügel,
Selber er vor Durst nicht weiter kann.

Und er blickte stumm
In der Dede um,

Ob zum Trost ihm eine Quelle rann.

„Hätt' ich einen kühlen Trunk der Labe!“
Spricht des Grafen lechzend durstiger Mund.
Siehe, wie berührt vom Zauberstabe —
Deffnet plötzlich sich der Bergesgrund,

Und ein Engelbild

Schwebt herauf, und mild

Lächelt dem Erstaunenden ihr Mund.

Und die Jungfrau, in der Jugend Prangen,
Schöner als der Feen Königin,
Reichte seinem durstenden Verlangen
Ein vergoldet, köstlich Trinthorn hin,
Und liebteste dann:
„Trinke, schöner Mann!
Dir und deinem Land ist es Gewinn!“

„Traue mir, es wird dir wohlgergehen,
Wenn du trinkst aus diesem Wunderhorn,
Trinkst du nicht, so wird dein Stamm vergehen,
Und vertrocknen deines Lebens Born.
Trinke sonder Scheu,
Daß dich's nicht gereu',
Und du weckest nicht der Götter Zorn!“

Doch, mißtrauend ihren Schmeicheltönen,
Trank er nicht, — sein Schutzgeist warnte ihn,
Nicht zu hören auf das Wort der schönen
Zauberin; und mit bedachtem Sinn
Stürzt' er schnell das Horn,
Und der Zauberborn
Rann unwirksam in dem Sande hin.

Nur ein Teil floß in des Rosses Mähnen
Und versengte, gleich der Lava Flut,
Schnell das Tier, das wie durch alle Sehnen
Schauderte, sich bäumt' in Schmerzessut.
„Gieb mein Horn zurück!“
Schrie mit wildem Blick
Nun die Nymphe und in Zornesglut.

Doch jetzt gab dem treuen Roß die Sporen
Otto, das ihn dann im schnellen Flug
Ohne Rast und Ruh, durch Heid und Dornen
Zu den längst ersehnten Seinen trug.
Und mit Wort und Blick
Pries er sein Geschick,
Und heim jubelte der frohe Zug. —

Hedwig Hülle, 1794—1861.



Der Schatzgräber in den Osenbergen.

Tief im Berge,
Wo die kleinen Zwerge
Heimlich ihre Wohnung haben,
Weiß ich einen Schatz begraben.

Den möchtest du heben?
Ei, gib acht!
Ich will dir sagen, wie man's macht.
Wenn Mitternacht den Wald durchweht,
Wenn voll der Mond am Himmel steht,
Dann sei am Platz.
Dann grabe, doch hast du ihn erschaut,
Sei still, sprich keinen Laut,
Mag kommen, was will.
Sprichst du ein Wort,
Gleich ist er fort.

Doch Schweigen, wahrlich, ist nicht leicht.

Denk an:
Einst hatte ein Mann
Den Schatz erreicht
Und stieß daran schon mit dem Spaten.
Da klangen lustig die goldnen Dukaten;
Das Silber, es klirrte. —

Da plötzlich schwirrte
Ein Wagen heran, gar zierlich und fein,

Der ward von Mäuschen, weiß und
An Stricken von Gold [klein,
Lustig bergauf, bergab gezogen.
Im Wagen saß eine Jungfrau hold. —
Das fauste, das brauste,
Das krabbelte, zappelte.
Husch! war das Fuhrwerk vorbeigesflogen. —

Aber der Mann
Grub emsig weiter, denk einmal an!

Da kam, geschmückt mit Panzer
und Helm,
Auf einem Böcklein geritten ein Reiter.
Der arme Schelm!
Lahm war sein Rößlein und konnte
nicht weiter,
„He, Freund“, so sprach er, „kann ich
den Wagen,
Der hier vorbeifuhr, noch erjagen?“
Der andere lachte: „Seid Ihr gescheit?
Der ist gar weit,
Und sicher holt Ihr ihn nicht mehr
ein!“

Do polterte es zur Grube hinein,
Ein höhnisch Lachen klang hinterdrein:
Der Schatz war fort. — —

Hätt' er verschwiegen nur das Wort!

Von den Zwergen bei Blankenburg.

Zu Blankenburg ist eine Fähre,
Von der man meldet Wundermähre.
Zur Zeit, da noch am öden Strand
Nichts als ein Fährmannshüttchen stand;
Da haufte dort das Volk der Wichte,
Unkennbar menschlichem Angesichte.
Doch mit dem ersten Hammerschlag

Sind flugs die Kleinen weggezogen.
Als in dem Schlafe der Schiffer lag,
Sind Stimmchen zu ihm hergeflogen,
Viel Stimmchen fein: „Wir steigen ein,
Der Wichte Volk, die Männlein klein!
Steh auf, schaff uns vor Tageshelle
Hinüber zum stillen Ufer schnelle.“
Der Ferge fährt vom Lager auf,
Nimmt nach der Fährre seinen Lauf;
Er hat verstanden kaum die Worte
Und findet niemand an dem Orte.
Er schaut ergrimmt in schwarzer Nacht
Umher: da ruft es wieder sacht:
„Bewünschter Fährmann, setz uns über!“
Ihn sticht's und prickelt's wie Nasenstüber.
Er springt ins Boot, er stößt vom Lande,
Er lenkt es schwer zum andern Strande;
Es ist so dicht, so vollgedrängt;
Doch sieht er niemand, der ihn zwingt.
Und wieder ruft's zu vielen malen:
„Gieb her den Hut, daß wir bezahlen!“
Er hält den Hut: da fällt's hinab
Wie lauter Gold mit Klipp und Klapp;
Er hält den Hut mit beiden Händen;
Das Klipp und Klapp, es will nicht enden.
Drauf steigt es aus sechs Stunden lang,
Von zehn Uhr in der Nacht bis Bier;
Zuletzt verstummt der goldne Klang,
Und wieder ruft es: „Gehen wir
Weit, weit von hier! Fährmann zurück!
Schaust dich nicht um, so bringt dir's Glück.“
Vom Ufer stoßend, sieht im Dunkeln
Er Haufen Goldes im Hute funkeln.
Nun blickt er rückwärts aus dem Port:
Wie tausend Flämmchen hüpfst es dort
Hinauf den Deich, hinab den Deich.
„Jetzt bin ich wie der Graf so reich!“
Er ruft's: da zuckt es in dem Hut; —
In Spreu verwandelt ist all sein Gut! —

Karl August Mayer, 1808—1894.
Aus: „Die Gunte.“

Die Bisbecker Braut.

Zu Bisbeck auf der Heide
Da stehn zwei Male von Stein,
Die küßet der Mond, die segen
Der saufende Wind, der Regen
Seit tausend Jahren rein.

Zu Bisbeck auf der Heide,
Was rollt heran so schnell?
Ein Wagen mit Hochzeitsgästen,
Umflattert von grünen Nestern!
Ein Glöcklein klingt hell.

Und in der Gäste Mitte,
Umschallt von frohem Sang,
Da sitzt die Braut, die Holde;
Es schimmert ihr Haar von Golde,
Das Glöcklein klingt so bang'.

Sie sitzt bleich und zittert,
Als wär's ihr Todesweg.
Es folget dem Zug ein Rabe.
Was ringet die Hand der Knabe,
Da seitwärts an dem Steg?

Und als der Zug vorüber,
Da ruft der Knabe laut:
O wehe, was hast du versprochen,
Du hast mir das Herz gebrochen,
Du falsche, schöne Braut!

Sie sitzt bleich und zittert;
Schon taucht das Kirchlein auf,
Von wannen erschallt das Klingen.
Sie schwingen die Hüt' und singen.
Das geht in hellem Lauf.

Schon rollt vom Dorfe drüben
Der Bräutigam heran.
„O Eltern,“ so ruft sie, „wehe!
Ihr habt mich verlockt! Ich flehe
Jetzt Gott um Rettung an.

Ihr gabt dem reichen Manne
Mich hin in schnödem Kauf.
Gewitter, erwach', erwache!
Verzehre mich, Strahl der Rache!
Du, Erde, thu dich auf!“

Da deckt sich schwarz der Himmel,
Die Gegend schwarz, und lang
Erschallet Geheul und Stöhnen;
Die Tiefen der Erde dröhnen;
Das Glöcklein tönt so bang'.

Und sieh, in Fels gewandelt,
Den Geisterhand gebaut,
In Steine, die nie zerfallen,
Mit ihren Genossen allen,
Sind Bräutigam und Braut.

Zu Bisbeck auf der Heide
Da stehn zwei Male von Stein,
Die küßet der Mond, die segen
Der saufende Wind, der Regen
Seit tausend Jahren rein.

R. N. Meyer, 1808—1894.



Sage vom Mordkühlenberge.

Mordkühlenberg, du schlimmer
Berg,
Wie tanzen die Winde schaurig
Auf deiner Höh' und heulen laut
Und huschen über Heidekraut
So traurig!

Maria, ach, du süße Maid!
Dir bleichet der Gram die Wangen.
Bei Räubern tief in Bergesnacht
Hast du zwei Jahre schon verbracht,
Gefangen.

Der Räuber Augen blißen wild;
Sie lachen mit weißen Zähnen.
Du gehst beim roten Fackelschein
Am Tisch herum und schenkst den Wein
Mit Thränen.

Und Sonntagsmorgens an der
Thür,
Da lauschest du in die Ferne.
Das Dämmer Glöcklein ruft dir zu:
Komm mit! Komm mit! wie gingest du
So gerne!

Und vor die Räuber trittst du
heut,
Zu rühren die harten Ohren:
„Nur diesen Sonntag gebt mir frei.
Ich kehre wieder. Ja, das sei
Geschworen!“

„So geh' — doch Schweigen oder
Tod.“ —
Sie wandert zur Kirche eilig,
Stimmt wieder ein in den Gesang,
Hört wieder brausen Orgelklang
So heilig.

Drauf wendet sie sich heim erquickt;
Doch wieder erfährt sie Zagen,
Als sie den schlimmen Berg erschaut.
„O laßt, ihr Büsche,“ ruft sie laut,
„Mich klagen!

„Des Schmerzes Schrei, vor Men-
schen stumm,
Ich laß' ihn zu euch gelangen.
Bei Räubern dort in Bergesnacht
Hab' ich zwei Jahre zugebracht
Gefangen.“

Das hört der Jäger in dem Wald.
Es schmettert sein Horn. — „Gesellen,
Heran zu mir durch Busch und Dorn!“
Zur Antwort schallt der andern Horn
Und Bellen.

Halloh! hinan! Horch, Schuß auf
Schuß
Und kirrende Schwerterhiebe!
Befreit in Jägers Arm sie sank.
Wer sprach den Segen zu dem Dank?
Die Liebe.

R. N. Mayer, 1808—1894.



5. Das oldenburgische Wappen.

Wenn an den Tagen nationaler oder heimatlicher Feste die bunten Banner von den Dächern wallen, dann erblickt man neben dem schwarzweißroten Banner des Reiches auch die blaurote Flagge des oldenburger Landes. Auf dem roten Kreuz mancher Flagge bemerkt man noch das Wappen des Landes, und wer es an solchen Tagen aufmerksam betrachtet, wer die einzelnen Bestandteile studiert, dem steigt die Geschichte seiner Heimat empor, von deren Wachsen und Werden es zu erzählen weiß.

Die jetzige Gestalt des oldenburger Wappens stammt aus dem Jahre 1829. In diesem Jahre übernahm der Großherzog Paul Friedrich August die Regierung. Am 28. Mai nahm er den großherzoglichen Titel an und bestimmte, das oldenburgische Wappen solle so angeordnet werden, daß die Veränderungen der letzten Jahrzehnte darin zum Ausdruck kämen. Das ist denn auch geschehen. Der Mittelschild dieses Wappens ist es, den wir auf den Flaggen, vor öffentlichen Gebäuden oder auf den Siegeln unserer Behörden schauen. Betrachten wir ihn näher und erforschen wir, was er sagen will. Der Schild ist ursprünglich in 4 Teile geteilt. Dann aber ist zwischen die beiden unteren Teile eine Spitze eingeschoben. Jeder Bestandteil deutet auf einen Teil des Landes. Oben links sind 2 rote Ballen im goldenen Felde, das ist das Wappen der alten Grafschaft. Das erinnert uns daran, daß der Sage nach der Kaiser Heinrich über den Schild des Grafen Friedrich 2 rote Striche mit dem Blute des erschlagenen Löwen gemacht hat. Vielfach ist diese Sage besungen, Maler haben sie im Bilde dargestellt, und allen Oldenburgern ist sie lieb und wert. Ganz besonders schätzte Anton Günther die alte Sage. Er ließ den Löwenkampf auf vergoldeten Bechern, geschnittenen Glaspokalen, ja, auf seinen Handschuhen anbringen. Seine Bücher waren mit dem Bilde des Löwenbezwingers gestempelt, und auf seinem Jagdschlosse zu Rastede war die „Historie von Graf Huno, wie er mit dem Löwen gestritten,“ in 6 Bildern dargestellt. (Huno und Friedrich sind übrigens geschichtliche Persönlichkeiten.) Rechts von diesem alten

